

das die Dogmen beinhalten, neu zu erschließen; denn es kann nicht mehr als allgemein anerkannt oder gar verbindlich vorausgesetzt werden. Im Gegenteil, die universale Perspektive, die sich für Mensch, Welt und Geschichte vom Schöpfungs- und Heilshandeln Gottes her erschließt, steht in mancherlei Hinsicht in Spannung und Widerspruch zu den Erfordernissen individualisierter Lebenslaufgestaltung in einer weitgehend säkularisierten, pluralistischen Gesellschaft. Für die Dogmatik heißt das dann aber: Sie wird künftig die *pragmatische Dimension* dogmatischer Aussagen stärker zu beachten haben, d. h. die Frage, in welchen Erfahrungskontexten sie sich bewähren und bestätigen, indem sich ihre Inhalte im Lebensvollzug erschließen. Durch die Herausarbeitung dieser pragmatischen Dimension trägt die Dogmatik zur bewußten Schaffung entsprechender Lebensräume bei.

Es darf in diesem Zusammenhang wohl daran erinnert werden, daß hier auch die Hauptintention des 2. Vatikanums zu suchen ist, das sich ja ausdrücklich als ein Pastoralkonzil verstand, auch und gerade da, wo es dezidiert dogmatische Aussagen gemacht hat. Was die Dogmatik betrifft, so könnte es sein, daß diese Intention des Konzils jedenfalls in unserem europäischen Kontext in ihrer ganzen Relevanz erst wirklich erkennbar wird angesichts des gewandelten gesellschaftlichen und kulturellen Umfeldes, mit dem wir uns heute unausweichlich konfrontiert sehen.

## Die Aufgaben der Kirche nach dem Ende der sozialistischen Gesellschaft

Joachim Wanke, Erfurt\*

Auf dem Frankfurter Flughafen sah ich vor kurzem an der Absperrmauer einer Baustelle ein Plakat mit den Worten: „Damit für Sie der Himmel offen bleibt, haben wir auf Erden viel zu tun! Ihre LUFTHANSA“.

Könnte das ein Motto unserer Kirche in postsozialistischer Zeit sein? Ich habe jedenfalls dieses Wort meinem Klerus als humoriges Arbeitsmotto empfohlen.

---

\* Vortrag in der Katholischen Akademie Berlin am 6. 2. 1995. Erstveröffentlichung in der Reihe der Berliner Akademieschriften, Leipzig 1995.

Aber – was ist zu tun? Ich höre heute sehr unterschiedliche Stimmen, dokumentiert etwa an den unaufgefordert zugeschickten Papieren und Resolutionen, die jeden Tag meinen Schreibtisch füllen. Die einen empfehlen den blinden Gehorsam gegenüber einer idealisierten kirchlichen Tradition, die anderen wollen am liebsten das ganze Haus der Kirche anzünden und eine völlig neue, basisdemokratische Kirche bauen, der dann die Menschen nur so zuströmen werden. Ich gebe zu: Mir hilft derzeit am meisten mein kirchengeschichtliches Wissen. Zumindest hilft es mir, manche Spannungen, denen derzeit unsere Kirche ausgesetzt ist, in größere Zusammenhänge einzuordnen. Es ist schon oft dargestellt worden: Unsere Kirche befindet sich auf dem Weg in eine gesellschaftliche Postmoderne, deren Gestalt niemand kennt. Sie wird mit einer kulturellen Umbruchsituation konfrontiert, die, was deren Breitenwirkung und Intensität betrifft, wohl einmalig in der bisherigen Geschichte ist. Sie muß sich durch die Weitung ihres bisherigen europäischen Horizonts auf die ganze Welt hin von Fixierungen lösen, die bislang zum scheinbar unbestrittenen Bestand des Christentums gehörten.

Die uns hier im Osten Deutschlands kirchlich bewegenden Probleme sind in der Tat nur ein Ausschnitt, zugegebenermaßen: ein kleiner Ausschnitt dieser Transformationsprozesse, denen sich Kirche und Glaube am Ende dieses Jahrtausends ausgesetzt sieht.

Ich möchte dies jedoch einmal ganz ausdrücklich an den Anfang meiner Überlegungen setzen: Ich freue mich, meinen Bischofsdienst in dieser hochinteressanten Zeit auszuüben. Gerade wir Christen aus der vormaligen DDR erfahren mit besonderer Intensität, gleichsam mit einem Beschleunigungsschub eine Art „Großexperiment“ Gottes mit seiner Kirche: Wir erfahren uns wie seinerzeit der Prophet Habakuk am Schopf gepackt und in ein anderes Land versetzt: aus dem Staatssozialismus der alten DDR in einen demokratischen Verfassungsstaat, aus der Bewußtseinslage einer abgeschotteten, kleinbürgerlich zugeschnittenen und obrigkeitsstaatlich geförderten „Sozialismusideologie“ in die Zugluft einer offenen, liberalen Gesellschaft, in der jeder leben kann, wie er will – Hauptsache, er kann es sich leisten und kommt dem Nachbarn nicht ins Gehege. Kein Wunder, daß wir Ostleute uns immer noch verwundert die Augen reiben – selbst noch fünf Jahre nach der Wende!

Ich hatte im Frühjahr 1994 in unserem Erfurter Kirchengebiet Frauen und Männer aus den Pfarrgemeinden zusammen mit ihren Seelsorgern zu einem Pastoraltag eingeladen, bei dem es genau um diese Problematik ging: Kirche und Glaube nach der Wende. Ich habe dem Tag und dem Einladungsbrief etwas „griffig“ die Überschrift gegeben: „Nachfolge Christi – postsozialistisch“.

Dieser Tag hat keine spektakulären Ergebnisse gebracht, aber er hat, so meine ich, bei den Katholiken unseres Gebiets die Sensibilität geschärft für das, was jetzt wichtig ist. Lebhaftes Echo löste z.B. die Diskussion dieser Frage aus: Wie kann in der Öffentlichkeit deutlich werden, daß unsere katholische Ortskirche in Thüringen nicht Machtpositionen einnehmen, sondern Gott und den Menschen dienen will? Der stille Verdacht mancher Zeitgenossen geht ja in die Richtung: „Die Roten sind gegangen, jetzt kommen die Schwarzen!“ Daß Ministerpräsidenten, Bürgermeister und Abgeordnete katholisch sind, wird auf einmal in ganz merkwürdiger Weise wichtig. Wie mit solchen „Gefühlslagen“ der Menschen umgehen?

Interessant auch diese Frage und deren Diskussion: Wie kann vermieden werden, was uns als Kirche unglaublich und unseren Dienst unwirksam macht: eine Kluft zwischen Kirche als Institution und Kirche als der Gemeinschaft der Gläubigen? Anders gefragt: Wieviel Institution vertragen wir, ohne daß uns der Geist ausgeht? Dabei spielte besonders auch die Frage nach der Bistumsgründung eine Rolle. Ist das nicht unnötiger Verwaltungsaufwand? Könnten wir nicht viel leichter von Fulda und Würzburg aus mitverwaltet werden?

Hier spürte ich freilich eine innere Bereitschaft unserer Katholiken, gerade das Wagnis der Bistumsgründung als innere Herausforderung zu verstehen und anzunehmen. Nicht Undankbarkeit gegenüber den Mutterdiözesen ist hier im Spiel, nicht falsche Selbsteinschätzung, die die eigenen Möglichkeiten überzieht. Die Bistumsgründungen im Osten waren m.E. ein wichtiger Schritt zur Selbstfindung unserer Ortskirchen in der gewandelten Situation. Sie signalisieren, was jetzt sehr wichtig ist: Unsere Kirche macht nicht das, was manchmal andernorts geschieht: daß im Osten „abgewickelt“ wird. Hier soll – in großer Solidarität mit den Ortskirchen des Westens „weiterentwickelt“ werden, was bislang gewachsen ist. Daß dabei die Katholiken/Ost von den Erfahrungen der Katholiken/West lernen müssen, ist selbstverständlich. Aber das Signal der „Einwurzelung“ unserer Kirche in die neuen Bundesländer ist durch diesen Schritt deutlich geworden, auch in die ökumenische, ja auch kirchenferne Öffentlichkeit hinein.

Unser vormaliger Landtagspräsident in Thüringen, ein aufrechter evangelischer Christ und Pastor, hat das bei der Feier unserer Bistumsgründung in einem Grußwort so gesagt: „Manche fragen etwas besorgt und ängstlich, ob durch das katholische Bistum Erfurt Thüringen katholischer wird.“ Und er gab sich selbst die Antwort: „Nein, Thüringen wird dadurch nicht katholischer, aber die Katholiken werden thüringischer!“ Ich meine, hier ist gut auf den Begriff gebracht, was jetzt als Aufgabe für uns ansteht: Hier und jetzt, meinerwegen „postsozialistisch“, unsere Nachfolge Christi zu buchstabieren – in Thüringen, in Sachsen, in Brandenburg – eben durch die Menschen, die

in vielfältiger Weise von dem alten ideologischen System gekränkt und beschädigt sind. Und wir selbst gehören ja zu diesen Menschen!

Was das im einzelnen bedeutet, kann hier natürlich nur anklingen. Meine Grundeinstellung, die ich auch unseren kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ja allen unseren Gläubigen zu vermitteln suche, ist diese: Es gilt beides zu beachten. Alte Aufgaben sind getreulich weiterzuführen, speziell in der Seelsorge, die sich auch unter postsozialistischen Verhältnissen nicht grundstürzend ändert. Andererseits gilt aber auch: Neue Aufgaben sind beherzt und mutig anzupacken – wie das ja auch geschieht, zumindest versuchsweise, wobei uns allen zugestanden ist, daß wir auch Fehler machen werden und manches, was angefangen wird, nicht durchhalten können. Neue Herausforderungen annehmen – bisher wichtige Aufgaben nicht vergessen! Unter dieses Motto könnte man die jetzige Stunde unserer Ortskirchen im Osten stellen.

Ich muß ehrlich zugeben, daß ich anfänglich nach der Wende gemeint hatte, daß der politische Umschwung uns als Kirche weniger tangiert als andere gesellschaftliche Gruppen. Ich habe meine Ansicht geändert. Wir sind in unserem kirchlichen Leben und Arbeiten, in unserem ganzen Selbstverständnis als Ortskirchen tiefer von dem gesellschaftlichen Wandel betroffen als wir vielleicht bislang glaubten. Ich meine damit nicht nur die augenfälligen Veränderungen der Rahmenbedingungen unseres Kirche-Seins. Hinter all den äußerlich konstatierbaren Veränderungen kommen Grundherausforderungen in den Blick, die sich nicht allein an dieser oder jener Einzelheit festmachen lassen können, es sei denn, man nehme diese als Symptom für tiefer liegende Einstellungen und Verhaltensweisen.

Um diese Grundherausforderungen ein wenig zu systematisieren, fasse ich sie einmal in drei Stichworte, wobei mir bewußt ist, daß diese Themen ineinandergreifen und nicht so säuberlich getrennt werden können, wie das hier scheint.

### 1. Die neue gesellschaftliche Situation annehmen.

Ich beginne mit einer scheinbaren Selbstverständlichkeit: Grundlegende Aufgabe unserer Kirche hier im Osten ist die Annahme, die wirklich innere Annahme der gewandelten gesellschaftlichen Situation. Was ich sehe und merke, ist z.T. das Gegenteil. Ängstliche Abwehr des Neuen, nostalgische Rückschau auf das, was kirchlich gewesen ist, passives Verharren bei dem, was man gelernt hat und was nun so merkwürdig wirkungslos ist, zumindest nicht mehr so greift wie in der Vergangenheit gewohnt.

Für unsere Ortskirchen im Osten bringt der Prozeß der gesellschaftlichen Freisetzung der Menschen beschleunigt jene Erfahrungen mit sich, die man

kirchlicherseits im Westen in den vergangenen Jahrzehnten hat machen können. Seelsorge in einer offenen, liberalen Gesellschaft, Kritik an vorgegebenen kirchlichen Verhaltensmustern, Abschmelzen der religiös-konfessionellen Milieus und Nachlassen der prägenden Kraft von Traditionen, eine starke Subjektivierung des Glaubensvollzugs, verbunden mit öffentlicher Kritik an der Institution Kirche, ein „Auswahlchristentum“, das sich vor Verbindlichkeiten drückt – dieses und vieles andere mehr wird jetzt auch unsere kirchliche und seelsorgliche Erfahrung im Osten.

Sicherlich hatten wir bislang durch den ideologischen Druck und die zugespitzte atheistische Prägung der DDR-Gesellschaft weniger mit anderen Problemen zu tun wie die Ortskirchen des Westens, etwa einem verblassenden „Kulturchristentum“, dessen atheistischer Kern unter religiöser Folklore versteckt ist. Mehr und mehr bröckelt ja diese Art christlicher Bürgerlichkeit auch in traditionell katholischen Gegenden ab. Nicht zuletzt durch den Hinzutritt des kirchenfern gewordenen Ostens zum gesamten Deutschland wird diese Entwicklung noch mit einem kräftigen Schub versehen.

Aber es gab auch Engführungen und Blindheiten unseres kirchlichen Lebens im Osten, die jetzt nach der Wende deutlicher ans Licht treten. Ich nenne beispielsweise eine starke innerkirchliche, auf den Klerus hingeeordnete Ausrichtung des kirchlich-katholischen Lebens. Das war sicherlich mitbedingt durch den Außendruck, dem unsere Gemeinden und jeder praktizierende Katholik ausgesetzt waren. Dieser Außendruck produzierte eine Art „Schulterschußmentalität“, in der man sich in der Pfarrgemeinde gegenseitig stützte und stärkte – aber eben auch manchmal nur selbst wärmte. Ich bin freilich sehr vorsichtig im Urteil; zum einen, weil ich als Kirchenmann in der alten DDR ohnehin nicht allem und jedem ausgesetzt war, was ein Katholik im Profanberuf und unter den Zwängen der Partei zu ertragen hatte; zum anderen, weil ich um die geheime, oft nicht sonderlich öffentlichkeitswirksame, aber doch so kraftvolle Ausstrahlung vieler aufrechter katholischer (und evangelischer) Christenmenschen in die alte DDR-Gesellschaft hinein weiß und diese von niemandem jetzt zerredet wissen will. Das ist das letzte, was wir jetzt brauchen: daß wir uns unsere Glaubensbiographie kaputtreden lassen.

Dennoch gilt es aber, durchaus kritisch manche Blindheiten bzw. Unfähigkeiten unseres Kirche-Seins und unseres Glaubenslebens einzugestehen, die sich jetzt schmerzhaft auswirken, etwa die nur unzureichende Auseinandersetzung mit der „Welt“, die ja nicht nur eine DDR-Welt, eine „Partei-Welt“ war. Es fehlen uns Erfahrungen, wie Glaube und kirchliches Leben in den politischen und allgemein gesellschaftlichen Bereich hineinwirken kann, über das Zeugnis des einzelnen hinaus. Wir haben keine Erfahrung mit der Buntheit und Vielgestaltigkeit eines kirchlich-katholischen Le-

bens, wie es sich nach dem Krieg in der alten Bundesrepublik entwickeln konnte und – etwa im Bereich der Verbände, aber auch im Bildungsbereich, in Kunst und Literatur und Publizistik – fruchtbar wurde. Schon allein um dieser Öffnung willen, die für die Glaubensexistenz wichtig ist, freue ich mich auch als Seelsorger über das Ende der alten DDR. Es bestand die Gefahr, daß wir uns an die alten Verhältnisse in gefährlicher Weise gewöhnt hätten!

So gilt auch für unsere Kirche, was von der Gesellschaft im Osten insgesamt zu sagen ist: Es gibt einen Bedarf an „Nachmodernisierung“, der derzeit manche Turbulenzen auslöst und auch weiterhin auslösen wird. In dieser Situation ist es zunächst einmal wichtig, nicht den Blick nostalgisch nach rückwärts zu richten, um unserer kirchlichen Vergangenheit nachzutrauern. Dazu haben wir keinen Grund. Es gibt Dinge in unserem östlichen kirchlich-katholischen Leben, die wir gern vorzeigen. Vieles mag auch mittelmäßig gewesen sein und manches zum Schämen. Auch das gehört zu uns.

Aber zunächst und vor allem gilt es jetzt, Lernbereitschaft zu zeigen, wie das Evangelium nicht nur auf „mitteldeutsch“, sondern „bundesrepublikanisch“ zu buchstabieren ist. Darin konzentriert sich mein Bemühen als Bischof, meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Seelsorge und Caritas, aber auch den Gläubigen insgesamt angesichts der neuen Situation zu sagen: Eine größer gewordene Freiheit ist auch eine größer gewordene Chance für das Evangelium und für eine glaubwürdige Weise des Christseins. Das ist freilich eine Grundentscheidung theologischer Art: Hinter den Freisetzungspänomenen der Moderne steht nicht allein ein prometheischer, gleichsam gottfeindlicher Wille des Menschen zur Selbstbehauptung, sondern hierin erkenne ich die Fortführung einer Linie, die im Evangelium selbst angelegt ist. Gott ist es, der in der immer umfassenderen Freisetzung des Menschen die größere Glaubenshingabe seiner Geschöpfe ermöglichen und damit die Schöpfung an ihr eigentliches Ziel führen will. Wir werden auf diesen Gedanken gleich noch einmal zu sprechen kommen.

Diese Überzeugung christlicher Anthropologie und Schöpfungstheologie beinhaltet ein pastorales Programm, das wir wohl jetzt in Ost und West gemeinsam neu – vielleicht unter Schmerzen – bejahen und Gottes Vorgaben gemäß ausgestalten müssen. Ich bringe die dafür notwendige Grundhaltung gern auf diese Formel: Was nicht in Freiheit gedeiht, gedeiht überhaupt nicht – auch nicht in der Nachfolge Christi! Zugegeben: Freiheit bringt immer „Zugluft“ mit sich, in der man sich tüchtig erkälten kann. Man kann in der Tat manche Entwicklungen in unseren Gemeinden mit Sorge sehen. Aber wir sollten uns davon nicht fixieren lassen.

Ich habe in dem öffentlichen Einladungsbrief zu dem genannten Pastoraltag im Frühjahr 1994 in Erfurt den Vergleich gebraucht, daß Gott mit unse-

rer Ortskirche so umgeht wie auch Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern. Sie müssen sie, vielleicht auch ängstlich besorgt, aber letztendlich dennoch entschlossen in die Freiheit entlassen. Denn nur so finden junge Menschen zu sich selbst. Wahre Liebe erdrückt nicht den anderen, sondern setzt ihn frei. So macht es Gott mit uns. Und die richtige Antwort auf Freisetzung ist nicht ängstliches Verharren in alten Geborgenheiten, die immer auch Abhängigkeiten sind, sondern das vertrauensvolle und zupackende Ja-Sagen zu dem, was jetzt und wie es jetzt gefordert ist.

Auf diese einfache Einsicht hin wird mir die gegenwärtige geschichtliche Stunde unserer Ortskirche im Osten transparent. Das mag für Soziologen anfechtbar ausgedrückt sein, aber in der gemeinten Sache werden sie mir vermutlich recht geben.

Eine zweite Aufgabe unserer Kirche in dieser gewandelten Situation:

2. Unsere Kirche muß Kirche bleiben.

Um in der Bildwelt des eingangs genannten Slogans der LUFTHANSA zu bleiben: Auch bei noch so intensiven Arbeiten der Lufthansa-Leute auf dem Erdboden sollten sie nicht vergessen, daß sie eigentlich dafür arbeiten, daß Leute fliegen können! Mir fällt in diesem Zusammenhang die bitter-ironische Satire Sören Kierkegaards von den flugunfähigen Gänsen ein, denen der leicht dick gewordene Obergänserich einredet, daß es zwar einmal eine Zeit gab, in der Gänse fliegen konnten, aber daß dies alles sehr lange her sei und überhaupt – fliegen gefährlich sei ... Man kann dieses Bild noch beliebig ausbauen, doch steht dahinter eine ernste Mahnung, die gerade jetzt unserer Kirche ins Stammbuch zu schreiben ist: Kirche, Sorge dafür, daß du deinen eigentlichen Daseinszweck nicht verfehlst – nämlich Menschen das „Fliegen“ beizubringen, sprich: in die Gottesunmittelbarkeit zu führen, zumindest dazu anzustiften, hinter und jenseits aller weltlichen Geschäftigkeit ihr wahres Leben zu entdecken und zu ergreifen.

Das meine ich mit: Kirche muß Kirche bleiben. Sie muß ihre eigene Identität wahren, und zwar angesichts fremder Interessen, die mit Kirche dieses und jenes machen möchten, aber auch gegen einen Anpassungsdruck von innen, der sich mit einer falschen Innerlichkeit begnügen, vom missionarischen Auftrag dispensieren und gleichsam geistlich zur Ruhe setzen möchte.

Darum müssen wir wachsam bleiben, besonders die Hirten und jene in der Mitte unserer Ortskirchen, die ein Gespür für diese eigentliche Identität der Kirche haben. Kirche darf beispielsweise nicht bloß Interessenverein von religiös Veranlagten werden (die suchen heutzutage ohnehin ihre Bedürfnisse anderswo abzudecken). Kirche darf auch nicht als Lobby erscheinen für eine

Schicht von Kirchenfunktionären, die mit der schwindenden Kirchensteuer ihre Felle wegschwimmen sehen. Das ist ja der alte Verdacht des Marxismus gegenüber den verfaßten Kirchen, der besonders hier im Osten weiterwirkt. Kirche darf auch nicht nur Wohlfahrtseinrichtung werden, wozu wir – ich spreche aus Erfahrung – gerade heute gern gedrängt werden, manchmal sogar vors „Loch“ geschoben werden (hier sehe ich übrigens gewisse Konvergenzen zum alten SED-System, zumindest in seiner Endphase!). Kirche darf auch nicht Verein für „denkmalgeschützte“ Bräuche und Riten werden oder für Kulturpflege in dem Sinn, wie jede Urlaubsgegend natürlich gern auch schöne Kirchen und bunt-folkloristische Prozessionen in ihren Prospekten vorweisen möchte. Nichts gegen gepflegte Kirchen und Prozessionen mit „Sitz im Leben“ der Gläubigen. Aber es ist klar, was hier gemeint ist: Kirche muß aufpassen, nicht vor fremde Karren gespannt zu werden, auch nicht von gutmeinenden Politikern. Der abnehmende Einfluß der Kirchen insgesamt wird diese Gefahr verringern, aber tendenziell kann man auch mit einer kleiner gewordenen Kirche manches „Kirchenfremde“ anstellen.

Ich bin beispielsweise froh, daß die Pfarrer bei uns einen gesunden Abstand zur konkreten Politik vor Ort halten, wohl wissend, daß sie Seelsorger für Christen in allen Parteien sein müssen (oder sollte ich sagen: in *vielen* Parteien?). Bei Einweihungen von Banken und Supermärkten halten wir uns auch im allgemeinen zurück, was manchmal einen aufrechten bayerischen oder rheinlandischen Banker oder Geschäftsmann verunsichert. Doch wenn dieser eine Zeitlang hier gelebt hat, versteht er unsere Zurückhaltung. Hier wäre auch unsere Vorsicht bei der Präsenz in den Schulen, in den Kasernen, überhaupt in gesellschaftlichen Bereichen zu erwähnen, die uns vorher verschlossen waren. Diese Vorsicht sollte nicht von Ängstlichkeit gezeichnet sein. Es gibt jetzt Gottlob viele nützliche, bislang nicht mögliche Gelegenheiten, seelsorglich Menschen auch außerhalb der Kirchenmauern zu begegnen. Diese Möglichkeiten sollten wir mutig und mit viel Phantasie angehen. Unsere Vorsicht sollte allein von der Sensibilität gespeist sein, bei niemandem und nirgendwo den alten marxistischen Verdacht zu nähren, Kirche wolle sich aus bloßem Eigennutz heraus breit machen.

Immer und überall, wo wir als Bischöfe, als Pfarrer oder sonstwie im amtlichen kirchlichen Auftrag stehen, sollte gelten: Kirche muß immer als Kirche erkennbar bleiben, am Evangelium Jesu Christi orientiert, ihrer Tradition verpflichtet, also ggf. auch einmal „sperrig“ Zeittrends und gesellschaftlichen Erwartungen gegenüber sein. Kirche muß nicht „Motor der Moderne“ sein. Da muß sie meist auch deren Torheiten mitmachen! Sie sollte eher so etwas wie ein „Widerlager der Moderne“ sein, an dem sich Entwicklungen reiben, aber auch läutern können. Konkret für unsere Ortskirche in Thüringen bedeutet das: Ich versuche, unsere Kräfte auf den wirk-



lich religiösen Auftrag unserer Kirche zu bündeln, was nicht heißt, auch einmal eine „Suppenküche“ einzurichten. Gottesdienst, Glaubensverkündigung (im weitesten Sinn), aber auch zeichenhafter, konkreter Dienst am Nächsten sollen den Vorrang haben und behalten.

Eine dritte Grundaufgabe unserer Kirche:

3. Christusnachfolge als „Freisetzung“ des Menschen vermitteln.

Hierzu ist noch einmal an der gewandelten geistigen Situation hier im Osten anzuknüpfen. In Kurzfassung formuliere ich gern so: Unsere Kirche im Osten hat jetzt nicht mehr mit dem Verdacht der alten DDR-Ideologie zu tun: Glaube und kirchliche Praxis verderben das *Denken*, sondern mit dem Verdacht, der in der liberalen, offenen Gesellschaft seinen Nährboden hat: Glaube und kirchliche Praxis verderben das *Leben*, machen es unfrei, unwahrhaftig, zumindest engen sie es ein und machen es verdrießlich. Hier liegt m.E. unser kirchlicher „Hase im Pfeffer“, und das nicht nur bei uns im Osten. Aber wie reagieren? Ich möchte so ansetzen:

Man mag zu dem jüngst erfolgten Umbruch in den Ländern Osteuropas stehen wie man will, aber das Ende der alten politischen Systeme wäre nicht denkbar gewesen ohne dieses tiefe Verlangen der Menschen, endlich die Bevormundung durch die alten Staatsparteien abzuschütteln. Daß sie dabei alte Zwänge durch teilweise neue Zwänge eingetauscht haben, sei nur am Rande vermerkt! Dennoch ist das, was am Ende unseres Jahrhunderts wie ein mächtiger, lange angestauter Strom sich im Osten Bahn gebrochen hat, der Ruf nach Freiheit und Selbstbestimmung, ein deutliches Zeichen der Zeit.

Nun werden manche sagen, gerade dieser Ruf nach Freisetzung des Menschen, nach Autonomie ist doch das Grundübel unserer Zeit. Muß man dem nicht energisch entgegenwirken, ja es als Einfluß böser Mächte entlarven? Ich setze eine Erfahrung aus unserer alten DDR-Zeit dagegen: Gerade die Erfahrung zwanghafter Strukturen in Politik und Gesellschaft hat unseren jungen Christen geholfen, das Evangelium und die Einladung zur Nachfolge Christi als Freisetzung zu erfahren. Wer sich an Christus und die Kirche gehalten hat, war fähig, dem Druck zur Anpassung an das System zu widerstehen. Er konnte die Lügen und Halbwahrheiten der alten Ideologie durchschauen und erkennen, welche Wahrheit wirklich frei macht. Ich will das nicht idealisieren. Es gab auch Untreue und Abfall in unseren Gemeinden. aber es ist doch gelungen, jungen Menschen den Gottesglauben und kirchlich geprägte Lebenspraxis als „Freisetzung“ zu vermitteln. Und darauf kommt es mir in diesem Zusammenhang an.

Manchmal gibt es bei unseren Pfarrern noch die Sehnsucht nach den Pa-

storalverhältnissen der alten DDR-Zeit. Man sagt, da sei alles doch übersichtlicher und klarer gewesen. Der ideologische Gegner habe uns die Leute „bei der Stange gehalten“. Die neuen Freiheiten brächten nur „Zugluft“ in die Kirche. Wir sollten deshalb Türen und Fenster schließen und uns von der bösen Welt abschotten. Aber eben dies halte ich für eine falsche pastorale Lösung.

Richtig an der Einschätzung derer, die zu einer Festungsmentalität aufordern, ist freilich die Beobachtung, daß sich der christliche Glaubensweg in einem Gegenüber besser profilieren kann als in einem verwaschenen kulturellen Einerlei, wo alle Katzen grau sind. Der Ansatz für die Vermittlung christlicher Grundhaltungen müßte die Erfahrung sein, daß die Zwänge und Nivellierungen einer bloß marktwirtschaftlich bestimmten Gesellschaft ebenso unfrei machen wie der Uniformismus des alten Staatssozialismus. Ist unsere Jugend zu kritisch? Mein Wunsch wäre: Sie müßte noch kritischer sein, kritisch gegen alles, was sie kaputtmachen will, was ihre Sehnsüchte politisch manipulieren und ihre Liebesfähigkeit kommerziell ausbeuten will.

Ich bin traurig darüber, daß es unserer, auch meiner Verkündigung so schlecht gelingt, etwa in der Sexualethik christliche Grundhaltungen als Hilfen zur Freisetzung zu vermitteln. Wir fixieren uns auf Randprobleme, wir lassen uns festnageln auf Aids und Homosexualität. Dabei käme es bei 99 Prozent unserer jungen Leute darauf an, ihnen ein Gespür dafür zu vermitteln, daß Hingabe den Schutzraum der Treue braucht, daß Beziehungen dort gelingen könnten, wo man wahrhaftig ist und in der Selbstlosigkeit wächst. Ich weiß um die Not vieler Jugendseelsorger, kirchliche Vorgaben jungen Menschen nahezubringen. Ich verstehe, wenn sie ihnen zugestehen, noch auf dem Weg zur christlichen Norm zu sein, wenn sie noch nicht in allem dem entsprechen, was im Katechismus steht. Wir müssen das Ideal aufzeigen, aber wir dürfen uns dabei an Jesu Seelsorgsmethode halten: Jesus hat die Sünderin nicht mit einem Gesetzbuch unterm Arm bekehrt, sondern durch eine Liebe und eine Zuneigung, die größer war als das Versagen dieser Frau. So hat sie begriffen, wie verklart sie gewesen ist und was wirklich frei macht. Das ist, so meine ich, der Weg der Seelsorge auch heute.

Natürlich wäre das Stichwort „Christusnachfolge als Freisetzung“ noch in mancherlei Hinsicht durchzubuchstabieren. Damit ich nicht mißverstanden werde: Die in Christus zu gewinnende Freiheit schließt unter bestimmten Umständen auch das Kreuz ein. Kriterium ihrer Inanspruchnahme ist die Kraft zur Selbstlosigkeit und die Bereitschaft zur oikodomè, zur „Aufbauung“ des anderen, wie Paulus sagt. Die Berufung auf die Freiheit als „Deckmantel für das Böse“ ist Ideologie, wie schon der 1. Petrusbrief weiß (1 Petr 2,16). Dennoch sollten wir unsere Seelsorge so konzipieren, daß christliches Leben als Existenz der „ersten Freigelassenen der Schöpfung“

in den Blick kommt (nach einem Buchtitel von Jürgen Moltmann). Ich tippe nur einige gegenwärtige Spannungsfelder an: Demokratie mag ein kirchlich mißverstandenes Wort sein, aber gibt es nicht ein berechtigtes Verlangen nach Partizipation auch in der Kirche? Oder: Frauen sind keine Katholiken zweiter Klasse, es sei denn, wir spielen die Frage der Frauenweihe zur Machtfrage auf. Merken wir eigentlich, wohin wir in der ganzen Diskussion geraten sind? Die tiefere Besinnung auf das, was die geschlechtliche Ausprägung des Menschen in der Sicht des Glaubens bedeutet, wird als Thema immer dringlicher. Müssen wir aber dabei alle Unsinnigkeiten nachreden, die heute im Schwange sind? Oder ließe sich davon nicht auch im Kontext christlicher, evangeliumsgemäßer Emanzipation reden? Und schließlich als weiteres Beispiel: Ist Ökumene Machtkampf um kirchliche „Marktanteile“ – oder ein heiliger Wettstreit, immer mehr und tiefer Christus zu gehören und so füreinander Freiheit zu einer tieferen Gemeinsamkeit der Konfessionen zu gewinnen? Noch manches andere Stichwort des konkreten kirchlichen Lebens wäre hier zu nennen. Die genannten Beispiele müssen hinreichen, eine Denkweise anzudeuten, die eine Art Grundeinstellung unserer Pastoral, unserer Kirche insgesamt werden sollte.

Ich werde manchmal gefragt: Welche Aussichten hat die katholische Kirche im Osten Deutschlands? Was kann man da antworten?

1987 stand das Katholikentreffen in Dresden unter dem Leitwort: „Gottes Macht unsere Hoffnung“. Dieses Leitwort könnte auch jetzt, fünf Jahre nach der Wende, das kennzeichnen, was uns als katholische Ortskirche im Osten innerlich trägt. Die Kirche hat so manche Herausforderungen in der Geschichte zu bestehen gehabt. Allein in diesem Jahrhundert waren es Kaiserreich, Weimarer Republik, Nazi-Zeit und bei uns im Osten die DDR-Zeit. Die wirklichen Aussichten der Kirche werden nicht mit den Augen des Historikers oder des Soziologen erfaßt. Der Glaube weiß: In allen Zeiten und unter allen gesellschaftlichen Bedingungen ist Leben in der Nachfolge Christi möglich, gewinnt Kirche Gestalt durch gläubige Frauen und Männer. Zeiten, in denen die Kirche angefeindet und der Gottesglaube verhöhnt wird, mögen zwar manche Bedrängnisse für die Christen bringen, aber oftmals helfen sie, entschieden und glaubwürdig Christus zu bezeugen.

Ob wir wieder neu solchen Zeiten entgegengehen? Im Osten ist jetzt eine neue gesellschaftliche Freiheit eingekehrt, aber zusammen mit ihr eine falsche Liberalität, die Werte untergräbt und Zukunft abschneidet. Wir haben jetzt (beinahe) alles – und merken doch, daß uns manches von dem, was uns bisher wichtig war, verlorengeht. Unsere Reiselust wird von keiner Grenze eingengt, aber wir merken, daß wir nicht mehr bei uns selbst sind. Wir sind auf einmal frei, aber viele wissen nicht, wozu sie befreit sind.

Die Kirche hat heute letztlich die gleichen „Aussichten“ wie damals vor

der Wende. Sie kann ein Licht anzünden dort, wo Menschen mit ihren künstlichen Ersatzlichtern nicht mehr zufrieden sind. Das bedarf großer Geduld, einer gewissen Gelassenheit und Unaufgeregtheit, vor allem aber bedarf es eigener Lauterkeit und Wahrhaftigkeit. Natürlich freue ich mich als Bischof über manche neue Möglichkeiten kirchlichen Wirkens in der nun offenen, demokratischen Gesellschaft. Dafür sind wir alle dankbar. Doch ich bin realistisch: Das, was auch der alten Bundesrepublik an kirchlichen Einwirkungsmöglichkeiten in die Gesellschaft hinein mehr und mehr verblaßte, wird jetzt im Osten nicht so greifen, wie manche „Kirchenstrategen“ im Westen sich das denken. Dort, wo Eltern nicht mehr zu Hause beten, hilft auch schulischer Religionsunterricht dem Gottesglauben nicht auf. Dort, wo Worte und Bilder immer lauter und greller werden, bewirkt auch die kirchliche Präsenz in den Medien herzlich wenig. Und wo christliche Politiker nicht mehr wagen können, den Wählern von morgen auch unbequeme Wahrheiten zu sagen, hilft das beste Grundgesetz aller Zeiten nicht weiter.

„Aussichten“ der Kirche? Sie muß ganz und radikal Kirche sein, also: „dem Herrn gehören“ (wie man das Wort Kirche übersetzen könnte). Jedes Schielen auf Anpassung an Zeitmeinungen, jede falsche „Marscherleichterung“ auf dem Weg der Nachfolge Christi mag ihr vielleicht Augenblicksbeifall beschern, aber mit Sicherheit folgt dem gründliches gesellschaftliches Vergessenwerden.

Was das Evangelium zu bieten hat, gibt es nicht ohne Anstrengung. Große Dinge sind nie billig zu haben. Aber wonach sich wirklich das Menschenherz sehnt, sind auch heute die Verheißungen Christi:

- Für jemanden zu leben, der auch im eigenen Sterben mich halten kann;
- geborgen zu sein ohne ständige Angst, der andere könnte nicht treu sein;
- anerkannt und wirklich frei zu sein, ohne offen oder insgeheim doch manipuliert zu werden;
- ernst genommen zu werden, auch um den Preis, unbequeme Wahrheiten zu hören.

Es ist ein Fehlurteil zu meinen, unsere Freiheit, unsere Zukunft könnte vom Staat oder der Gesellschaft garantiert werden. Die gesellschaftlich abgesicherte Freiheit für die Kirche ist ohne Zweifel wichtig, doch entscheidend und diese Freiheit erst wirklich ausfüllend ist jene Freiheit, die die „Kinder Gottes“ mit ihrem ganzen Leben bezeugen. Wenn unsere Ortskirche im Osten solche „freien Menschen“ in ihren Gemeinden sammelt und für ihr Lebenszeugnis zurüstet, ist mir um unsere kirchliche Zukunft nicht bange.